



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

L., H.: Die Marquise von Villette.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Marquise von Billette.

Erlauben Sie mir einige Worte über dies neue Stück der Frau Charlotte Birch-Pfeiffer, welches ich in Dresden habe aufführen sehn. Es knüpfen sich daran wohl einige weitere Bemerkungen und Folgerungen, welche dem Wesen Ihrer Blätter näher stehn als Theaterangelegenheiten. Theaterangelegenheiten, heißt es bereits in manchen Zeitungen, fangen wieder an zu überwuchern, als sollten wir in die Zeit zurückgeführt werden, da die Abendzeitung noch für interessant galt. Ist dies nicht ein Irrthum? Wird da nicht ein unüberlegter Mißbrauch mit Stichwörtern getrieben? Hat nicht das Stichwort „Theaterangelegenheit“ längst seinen Charakter geändert? Einst hatte es weiter Nichts zu bedeuten, als Angelegenheit der Schauspieler. Die sogenannten darstellenden Künstler, zu denen sich der geringste Mime rechnete, waren das Ein und Alles der Berichte. Das literarische Werk, das politische Moment verschwanden dahinter. Ist nicht dies schon ganz anders geworden? Man fragt nur noch um Hauptpersonen, um bedeutende Fassung, um Bedeutung überhaupt. Die bloße Theaternotiz, die bloße Curiosität ist längst verschwunden. Und unter welcher veränderten Umständen tritt übrigens die Theaterangelegenheit jetzt auf in öffentlichen Blättern! Als ein wichtiges Reich neuer literarischer Schöpfung, als ein glücklich wiedereroberter Punkt, in welchem Literatur und Nation in unmittelbare Wechselwirkung treten. Sollte man nicht mit besserem Recht behaupten können: die gedankenlose Klatscherei weilt jetzt bei denen, welche unter so veränderten Umständen alte Stichwörter wiederholen und welche ein größeres Genüge darin finden, die kleine Zeitungsnotiz zehnmal wiederzudrucken, als einem selbständigen Urtheil nachzutrachten über

ein neues Werk? Thäten sie Letzteres, sie würden ergiebigere Folgerungen finden für öffentliches Leben, als die Wiederholung von Alltagsnotizen erwecken kann.

Das Urtheil im Publicum und das Urtheil in der Tagespresse über ein neues Theaterstück bedarf auch noch gar sehr der Ausbildung. Dies hat sich mir aufgedrängt bei der Marquise von Willette.

Das Stück ist ganz und gar verschieden von dem, was wir sonst unter einem Birch-Pfeifferschen Stück verstehen, und dennoch les ich hie und da, zum Beispiel so eben in einem Berichte aus Carlsruh, Urtheile über das Stück, welche es ohne Weiteres mit Thomas Thyrnau und Mutter und Sohn in Eine Kategorie stellen und beiseitigen. Solch ein Mangel an Geschmack oder an Gewissenhaftigkeit ist sehr beunruhigend.

Ich schicke voraus, daß ich zu den entschiedensten Gegnern der Roman-Stücke von Frau Birch-Pfeiffer gehöre, und daß ich mit dem entschiedensten Mißtrauen an diese Marquise von Willette kam. Aber dies Stück ist grundverschieden von den übrigen Stücken der Verfasserin. Es ist eine selbständige, mit vieler Geschicklichkeit behandelte Composition, die sich ganz organisch und größtentheils anmuthig zum Schlusse bringt. Das Thema ist: Lord Bolingbroke liebt die junge Willette, einen Schützling der Frau von Maintenon, und erobert sie sich zur Gattin mitten unter Intriguen des französischen Hofes. Er ist Friedensunterhändler mit dem greisen König Ludwig XIV., welcher eine persönliche Vorliebe für die junge Marquise hegt; er ist Protestant und weicht nicht einen Fingerbreit von seiner diplomatischen Aufgabe und seinem Glauben und erobert sich die Gattin doch. Dies ist eine feine Aufgabe für ein Charakterlustspiel. Die schwache Seite der Composition ist das zu weit gehende Eingreifen des Herzogs von Maine, welcher im vierten Akte den Lord Bolingbroke entführen läßt und vor einer verlarvten Gesellschaft sogenannter Jakobiten durch blanke Degengewalt zur Unterschreibung eines Friedenstraktates zwingen will. Hier muß Bolingbroke in etwas Theaterprinz werden, und das Grelle dieses Aktes geht über Linien und Farben des übrigen Ensembles und über die Grenzen geschichtlicher Wahrscheinlichkeit hinaus. Uebrigens wäre zu den Mängeln nur hie und da eine plumpe Erwiederung im Dialog zu rechnen. Aber auch diese ist selten, auch der

Dialog ist reich an anmuthigen und glücklichen Wendungen, und da der letzte Akt sich wieder ganz in den leiseren Ton der ganzen Anlage findet und die Lösung auf geistvolle und graziose Weise zu Stande kommt, so scheidet man mit einer dankbaren Anerkennung von diesem Stücke.

Das Publicum war in der Mehrzahl wohl auch dieser Meinung und nahm das Stück günstig auf. Aber es spendete seinen lebhaftesten Beifall dem Schlusse jenes herausfordernden vierten Aktes, und es hatte sich zur ersten Wiederholung des neuen Stückes nicht eben zahlreich eingefunden. Bei näherem Zufragen entdeckte ich bald, daß man im Urtheile unsicher war und tappte, und daß man sich geneigt zeigte, über einige Langweiligkeit zu seufzen.

Solcher Vorwurf kann nur von einem Publicum kommen, welches nicht mehr mit voller Sammlung hinhören mag, sondern nur starker Erregungsmittel bedürftig ist. Darüber ist gar sehr unter uns zu klagen, unter uns, welche wir an Sinnigkeit den Franzosen so sehr überlegen zu sein glauben. Der Franzose hört viel aufmerksamer, ja angestrongter im Theater zu, als der Deutsche. Ich spreche nicht einmal von der Länge des Zuhörens, und daß er ungeschwächt vier Stunden widmet, während uns schon drei Stunden ein Dpfer scheinen. Ich spreche nur von der Art des Zuhörens. Die Scribescben Expositionen, welche in Frankreich vollständig aufgenommen werden, müssen bei uns gewöhnlich um die Hälfte gekürzt erscheinen. Spricht nun auch der französische Schauspieler schneller, fehlt der unsrige auch darin, daß er zu Viel betont und die Aufmerksamkeit abnützt, es bleibt immer noch ein großes Deficit der hingebenden Aufmerksamkeit übrig für unser Publicum. Es ist gar sehr der Mühe werth, daß wir bei der Reform unsers Theaters ein besonderes Augenmerk darauf richten, daß unser Publicum den vorbereitenden Scenen, den leisen Uebergängen und Vermittelungen eines Stückes größeren Antheil schenke.

Dertlichkeit und Zeitungsstyl sind uns allerdings hinderlich. Dertlichkeit insofern, als jede Gattung von Theaterstücken, die größste und die feinste, auf derselben Bühne und größtentheils vor demselben Publicum erscheinen muß, während eine Stadt wie Paris schon durch das Theatre français, selbst durch das Odeon und Gymnase, dem neuen Stücke einen gewissen, der Aufnahme zuträglichen Charakter beilegt. Zeitungsstyl insofern, als die wirklich Kundigen selten oder

gar nicht für die ersten Mittheilungen durch die Presse sorgen, und daß die gewöhnlichen Referenten den Ton überstimmt haben durch zu starke Ausdrücke. Es ist kaum zu sagen, wie sehr dies Bedürfniß starker Ausdrücke der Production schadet, der Literatur, ja dem Theater selbst schadet. Von Beifall, von günstiger Aufnahme zu sprechen, genügt schon lange nicht mehr! Man ist schon mißtrauisch, man schüttelt den Kopf, wenn nicht von vielfachem Hervorruf, von Halloh die Rede ist. Die Autoren also, welche in Aufnahme bleiben oder kommen wollen, müssen auf starke Mittel bedacht sein. Ist dies wohl der Entwicklung einer Kunst förderlich?

Bei dem vorliegenden Stück nun hätte die Presse eine ganz besondere Aufgabe. Das alte Publicum der Verfasserin stußt und kommt bei solchem Stück nicht in Bewegung, nur etwa der vierte Akt gefällt ihm. Das bessere Publicum ist überrascht durch den unerwarteten Styl dieses Stücks und entschließt sich langsam zum Beifalle. Hier also war es Aufgabe der Presse, rasch zu sagen: Seid aufmerksam! Die Verfasserin hat ihren wohlfeilen Weg in diesem Stücke ganz verlassen, hat einen sehr beachtens- und anerkennungs-werthen eingeschlagen; zeigt, daß ihr dafür dankbar seid, bestärkt sie in dieser Richtung, wir haben gar wenig Talente, welche ein solches Stück zu Stande bringen!

Geschieht dies? Nicht daß ich wüßte. Obiger Bericht aus Carlsruhe zeigt das gerade Gegentheil.

Es ist dies eine der Gelegenheiten, daß die Presse auf die Probe gestellt wird, ob sie nachbete oder ob sie gewissenhaft sei in Feindschaft gegen Sachen.

In ähnlichem Zusammenhange ist die vielfach berechnete Feindschaft gegen die Theaterleitung des Herrn von Küstner in Berlin so eben auf dem Wege, Feindschaft gegen die Sachen in Feindschaft gegen die Person ausarten zu lassen. Sie tadelt Herrn von Küstner auch für eine gute That. Er hat strenge Theatergesetze erneuert, welche für die Berliner Anarchie hinter den Coullissen unerläßlich waren; und weil nun die kleine Armee von Berliner Personal aufschreitet und den alten Schendrian behalten will, stimmt wohl hier und da die Presse mit in das Horn, aus welchem „nieder mit Herrn von Küstner!“ zu vernehmen ist. Die Presse möge sich hüten! Sie ist nur mächtig, oder bleibt wenigstens nur mächtig, wenn sie gerecht ist.

Sie hat hierbei sogar Herrn von Küstner zu unterstützen, daß er nicht bei Erneuerung der Iffland-Brühlschen Gesetze stehen bleibe, sondern seiner ausgesprochenen Absicht gemäß weiter vorgehe zu Anordnungen, welche in den heutigen Umständen nöthig erscheinen. Um so nachdrücklicher wird sie dann ihre früheren Anforderungen an die Theaterleitung geltend machen können.

H. L.

Handwritten text, likely bleed-through from the reverse side of the page.

Extensive handwritten text, likely bleed-through from the reverse side of the page, covering the lower half of the page.